

Die Revolution lebt

Fulminant modernisiert: Georg Büchners „Dantons Tod“ in Ingolstadt

Von Christian Muggenthaler

Genüsslich zitieren die Darsteller, bevor sie sich mit Georg Büchners Text beschäftigen, erst einmal aus dem Artikel 14 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Und lassen alsdann derlei wohlfeile Wunschvorstellungen auf alltägliches ökonomisches Gebaren prallen. Zitieren Michel Foucault und Papst Johannes Paul II. Und demonstrieren zu Beginn von „Dantons Tod“: Danton ist gar nicht tot. Die Revolution lebt.

Zumindest ihre Ursachen sind geblieben. Soziale Ungerechtigkeit und wirtschaftliche Not sind spätestens auf den zweiten Blick offenbar, aber noch offener lässt sich der Mensch gern korrumpieren. Billig ist seine Erregung über unhaltbare Zustände in der Welt, wenn die Waren, die er zu kaufen trachtet, noch billiger sein sollen. Bei Büchner will Danton nach seinem Revolutionsheroismus das Leben genießen; heute wollen das alle schon vorher: Schaff mir Gerechtigkeit, schnauzen sie den Fernseher an, vor dem die Revolution sanft eingeschlafen ist.

Peter Rein, Intendant des Theaters Ingolstadt, packt in seiner fulminant modernisierenden Inszenierung des Büchner-Klassikers den alten Text in neues Papier. Die Fragen nach Demokratie und Gerechtigkeit, nach Totalitarismus und Intoleranz strickt Rein auf heute; und schnell zeigt sich da beispielsweise, wie des Revolutionszynikers St. Just damalige Wegbeschreibung, Huma-

nität dürfe zur Not auch gern einmal durch inhumanes Handeln erreicht werden, im heutigen Guantanamo Bay wieder herauskommt.

Die Schauspieler sitzen vor der Bühne hinter ihren Schminktischen und statten sich dort für ihre Auftritte auf karg möblierter Bühne aus (Ausstattung: Bodo Demelius). Da oben dröhnt die Revolution, da oben schraubt sich Danton, zwischen Selbstverliebtheit und Fatalismus taumelnd, in sein Unheil, begleitet von seinen Kampfgenossen. Der Heroismus historischer Glanzzeiten ist bei Büchner bloße Hülle geworden, die zuletzt unter Ächzen zerbirst; Büchner schaut der Geschichte ins Gesicht und sieht: Elend und Not.

Große Individuen, zeigt er, sind nicht unbedingt groß, sie tanzen nur zufällig auf den Schaumkronen großer Katastrophen. Rein wiederum zeigt diese Quintessenz Büchnerschen Geschichtsnihilismus' mit Saft und Kraft: Die Revolution lebt, wäre aber besser nie geboren worden. Der Geschichtsverlauf wird nie ein glückliches Ende nehmen, das weiß Danton, aber sich in ihren Dienst zu stellen hat er sich halt trotzdem: Einer muss es ja machen.

Rein abstrahiert das Bühnengeschehen durch das offensichtliche Handwerk der Akteure im ans Licht gezerrten Backstage: Ernst und gründlich wechselt zu Beginn Ralf Beckord vor aller Augen seine Kleidung, um Robespierre zu werden. Wir sehen nicht Menschen im Verlauf eines Stücks, sondern deren Rollen im Verlauf der Geschichte. Das Ensemble spielt das großartig und hochkonzentriert. Sascha Römischnitz glänzt in der Titelrolle.

Lutherbibel digitalisiert

(dpa) In Kleinstarbeit wurde von freiwilligen Helfern die erste niederländische Lutherbibel aus dem Jahr 1648 für eine Digitalisierung abgetippt. In rund einem Jahr Arbeit sind die 1,2 Millionen Wörter in Frakturschrift eingegeben worden. Ab heute kann die digitalisierte Fassung im Internet eingesehen werden: www.bijbeldigitaal.nl; www.dbnl.nl; www.inl.nl

Bedrohte Sprachen

(ddp) Die weltweite Sprachvielfalt ist nach Ansicht der UNESCO in Gefahr. Derzeit sei über die Hälfte der rund 6000 bekannten Sprachen vom Aussterben bedroht. Welche Sprachen betroffen sind, listet der neue Weltatlas der UNESCO zu dem Thema auf. Er wird am Donnerstag in Paris vorgestellt. Anlass ist der zehnte Internationale Tag der Muttersprache.

Hinterhältige Kuschtierchen

Strenge Bilder und flauschige Wesen begegnen sich in der Neuen Galerie Landshut

Von Anke Humpeneder

Keine Frage, die großflächigen Gemälde von Ivo Ringe sind ausgesprochen sehenswert. Dicke Farbbahnen, die spröde und kantig aufeinanderstoßen, kreuzen und verzweigen sich wie auf riesigen Straßenkarten. Bei der Betrachtung der farblich eher zurückhaltenden Bildaufbauten, die sich einer langsamen, bedächtigen Gestik entwunden zu haben scheinen, zeichnen sich vorsichtig gekrümmte Achsen ab und wuselige Vektoren, die scheinbar wahllos Verbindungen herstellen. Erst langsam ordnet sich dem Betrachter das labyrinthische Gewirr und die Bahnen verdichten sich, um sich wie Kraftlinien zu einem Gitter zusammenzuschwingen. Mehrdimensional heben sich die Strukturen aus der Bildfläche in den Raum oder senken sich in die Tiefe, die malerische Gestik gerinnt dem Kölner Ivo Ringe zur festen Form eines Raumgitters. Keine Frage also, dass diese Strahlennetze den Weg in die obere Etage der Galerie lohnen.

Trotzdem ist es dort oben erstaunlich leer. Denn die Bilder sammeln sich unten. Ballen sich zusammen zwischen den „beings“ von Heather Sheehan. Es muss an jenen Wesen liegen, die Sheehan in ihre Nester gesetzt hat, die in ziemlicher Dichte zwischen die hölzernen Dielen und die Deckenbalken gespannt sind. „Beings“, Wesen, die, aus verschiedenen Materialien zusammengeknüpft, verzerrt und vernäht, wie eine Handvoll Hilflosigkeit auf mitfühlende Besucher zu warten scheinen.



Hilflos, mit breiter Schnauze und kümmerlichen Gliedmaßen, liegen die kleinen Wesen auf ihren filzernen Nährböden

Foto: Humpeneder

Ungeschützt, ganz Kindchenschema, mit großer, breiter Schnauze und kümmerlichen Gliedmaßen liegen die kleinen Wesen auf ihren filzernen Nährböden - manche wie eingepackt, manche wie ausgesetzt.

Die Atmosphäre von Nest und Brutkasten findet sich auch in der Inszenierung der gesamten Installation: Sägespäne am Boden, gezielt gesetztes, helles Licht, Holz an den Ecken, am alten Boden und der niedrigen Decke, die Materialien Wachs und Filz - gerade Letzteres von Joseph Beuys vorgeprägt als Symbol für Bewahrung, für Energievorrat und Wärmespeicher.

Erst bei genauerer Auseinandersetzung sind die Wesen nicht nur süß. Manche wirken eher befremdlich. Bei einem sind Anlagen von



Tamara Karsawina in „Der Feuervogel“, Pochoirdruck von Georges Barbier, nach 1914

© Derra de Moroda Dance Archives



Vera Fokina als Zarewna in L'Oiseau de Feu, Kostümentwurf von Léon Bakst, 1910

© St. Petersburg State Museum

Nicht nur sterbende Schwäne

Russische Ballettkunst in einer Ausstellung des Deutschen Theatermuseums in München

Von Malve Gradinger

Sie signalisierten den Aufbruch in die Tanzmoderne, Sergej Diaghilews legendäre Ballets Russes. Denn was der russische Impresario seinem Publikum bot, war neu und einmalig: Es waren Gesamtkunstwerke, entstanden in Zusammenarbeit und gegenseitiger Inspiration von Ausnahmetänzern, avantgardistischen Choreographen, modernen Komponisten und herausragenden bildenden Künstlern. Mit der Ausstellung „Schwäne und Feuervogel - Die Ballets Russes 1909-1929“ hat sich das Deutsche Theatermuseum München (in Kooperation mit dem Österreichischen Theatermuseum Wien) auf die Spuren dieser legendären Truppe begeben.

„Uns ging es vor allem um die Annäherung an die Ballets Russes. Und zwar über Sinnlichkeit, über

Atmosphäre“, sagt die Tanzwissenschaftlerin Claudia Jeschke, die mit ihrer Co-Kuratorin Nicole Haitzinger Objekte aus St. Petersburg, Moskau, Wien, Salzburg und der Hamburger John-Neumeier-Stiftung zusammengetragen konnte. Notate, Figuren, Fotos u. a. von Mikhail Fokines „Feuervogel“, Probenfotos von Bronislawa Nijinskas „Les Noctes“, Originalkostüme und hinreißende Papierrepliken, angefertigt von Moskauer Studenten, sogar ein Ballettschlappchen des Tänzer-Choreographen-Genies Nijinsky.

Spannend in den kreativen Prozess zurückversetzend sind vor allem die zahlreichen Kostümentwürfe von Léon Bakst, Alexandre Benois, Nicolas Roerich und Natalja Gontscharowa. Von Zeichnung zu Zeichnung, die in sich schon tänzerische Bewegung andeuten, wandelt man den großen Balletten entlang, die noch heute auf unseren Bühnen getanzt werden wie „Frühlingsopfer“ oder „Petruschka“. Aber auch Gontscharowas phantastische Entwürfe für geplante und nie realisierte Ballette ziehen einen in ihrer farblich-malerischen Qualität in Bann. Die Farben waren auch Leitlinie in der Präsentationskonzeption.

Im Foyer die Bildwelt „Blanc“,

Klaus Schrenk folgt Reinhold Baumstark

Klaus Schrenk, der neue Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, hält nichts von Eventausstellungen. Dennoch eilt dem 59-jährigen bisherigen Direktor der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe der Ruf voraus, gut für Besucherrekorde zu sein. Denn Schrenk gilt als ein brillanter Ausstellungsmacher, das hat der gebürtige Hamburger in mehr als 13 Jahren Arbeit in Karlsruhe bewiesen.

Am 1. März übernimmt Schrenk die Leitung der Staatsgemäldesammlungen von Reinhold Baumstark. Dann wird Schrenk der Herr über die drei Pinakotheken in München, das neue Brandhorst-Museum, die Schack-Galerie und ein Dutzend Filialen in ganz Bayern. Die Staatsgemäldesammlungen gehören neben den Museen zu Berlin und den Kunstsammlungen in Dresden zu den größten deutschen Museumskomplexen. Schrenk wird heute in sein neues Amt eingeführt. Die Wurzeln des gebürtigen Hamburgers liegen in der Grafik. 1976 promovierte er über französische Druckgrafiken des 19. Jahrhunderts. Schon wenige Jahre später wurde er 1980 stellvertretender Direktor der Düsseldorfer Kunsthalle. 1986 wurde er in gleicher Funktion an das Kunstmuseum Bonn berufen und wechselte 1995 nach Karlsruhe.

die - mit dem „Sterbenden Schwan“ in weißem Tüllkostüm - für die erste Dekade des 20. Jahrhunderts steht. Die Bildwelt „Multicolore“ entführt in die Periode von 1909 bis 1915, in der kräftige bunte, hart kontrastierende Farben vorherrschten, die auf ein archaisches Russland zurückverweisen.

Und schließlich die Bildwelt „Unicolore“ in der Phase bis 1929, in der ausdrucksstarke Elemente der russischen Volkskultur aufgegriffen, aber schon abstrahiert in eine neue Ordnung gebracht werden. Die Fortschreibung ist dann George Balanchines neoklassisches „Apollon Musagète“ von 1928, das als Video zu sehen ist. Ebenfalls auf Video: Annäherungen an den Bewegungsstil der Diaghilew-Ära, rekonstruiert und choreographiert von der ausgewiesenen Notations-Expertin Claudia Jeschke.

Am 3. März eröffnet sie auch im Bayerischen Staatsballett (am Platzl 7) mit dem Vortrag „Nijinsky und die Cecchetti-Tradition“ die Reihe der begleitenden Veranstaltungen. Der Katalog kostet Katalog 26, 90 Euro.

Di-So 10-16 Uhr; Galeriestraße (info@deutschestheatermuseum.de)

Big-Band-Schlagzeuger Louie Bellson gestorben

(dpa) Der amerikanische Schlagzeuger, Bandleader und Jazzkomponist Louie Bellson ist im Alter von 84 Jahren in Los Angeles gestorben. Duke Ellington hatte ihn mehrfach als den „besten Schlagzeuger der Welt“ gerühmt. Den Höhepunkt seiner langjährigen Karriere erlebte Bellson in den 1940er und 50er Jahren als Big-Band-Schlagzeuger bei Auftritten mit Tommy Dorsey, Count Basie, Benny Goodman und Duke Ellington. Von seinem Können zeugen bis heute mehr als 200 Aufnahmen, in denen er unter anderem mit Woody Herman, Dizzy Gillespie, Louis Armstrong und James Brown zu hören ist. Bellsons Vater besaß ein Musikinstrumentengeschäft, in dem sich der kleine „Louie“ mit dem bürgerlichen Namen Luigi Paulino Alfredo Francesco Antonio Balassoni schon mit drei Jahren zum Schlagzeug hingezogen fühlte. Von Bellson stammen mehr als eintausend Kompositionen, darunter Ballett- und Sakralmusik, ein Broadway-Musical und das „Concerto for Jazz Drummer and Full Orchestra“. Er wurde mit zahlreichen hohen Auszeichnungen wie dem „Jazz Masters Award“ der Nationalen Kunststiftung (National Endowment for the Arts) und dem „Living Jazz Legends Award“ des Kennedy Center geehrt.